

Ornithologische Monatschrift.

Herausgegeben vom

Deutschen Vereine zum Schutze der Vogelwelt e. V.

Begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal,
fortgesetzt unter Redaktion von W. Thienemann und K. Th. Liebe.

Ordentliche Mitglieder des Vereins zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mark und erhalten dafür die Monatschrift postfrei (in Deutschland und Oesterreich-Ungarn).

Redigiert von
Dr. Carl R. Henricke
in Gera (Reuss)
und Prof. Dr. O. Taschenberg.

Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark.
— Zahlungen werden an den Geschäftsführer des Vereins, Herrn Pastor Jahn in Hohenleuben (Reuss j. L.) erbeten.

Kommissions-Verlag von Hans Schultze in Dresden, Altmarkt.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

■ Nachdruck nur mit Genehmigung gestattet. ■

XXX. Jahrgang.

Juli 1905.

No. 7.

Vogelschutzkalender.

(Nachdruck mit Quellenangabe erbeten.)

Neue Massnahmen für den Vogelschutz gibt es für den Juli nicht. Man vergesse nicht, die zu den Kastenfallen führenden Pfade immer recht rein zu halten, besonders von Unkraut und sonstigen aufspriessenden Schösslingen zu säubern (vergl. Ornith. Monatsschrift 1902, S. 342). Ferner erinnern wir daran, dass junge Vogelschutzgehölze während des Sommers öfters gehackt werden müssen (vergl. Vogelschutzkalender für März). Lebende Hecken sind im Hinblick auf späte Bruten nicht vor Ende August zu schneiden.

Zur Geschichte des ethischen Vogelschutzes.

Von Karl Berger in Berlin.

Im Reiche des Zopfes hielt ein Fürst einstens ein Fest. Dazu hatten ihm seine Gäste wilde Gänse und Fische als Geschenke gebracht. Erfreut und den Himmel preisend, rief er aus, da er diese Gaben sah: „Wie grossmütig ist der Himmel gegen das Volk; er lässt die fünf Getreidearten wachsen und erzeugt Fische und Vögel zu unserem Gebrauche!“ Da alle Anwesenden den Herrscher wegen dieses Wortes lobten, trat ein zwölfjähriger Knabe hervor und sprach: „Nicht so,

Regent! Der Mensch nimmt, was er essen kann und isst es. Hat es der Himmel dazu hervorgebracht? Moskitos stechen die Haut, Wölfe und Tiger fressen Fleisch — aber der Himmel hat doch nicht die Menschen der Moskitos halber hervorgebracht und der Tiger und Wölfe halber das Fleisch geboren werden lassen?“

Mit dieser Erzählung geißelt schon fünfhundert Jahre vor Christus der chinesische Philosoph Lih-tse die teleologische Anschauung, wonach Gott alles nur des Menschen wegen erschaffen haben soll.

Diese einseitige und deshalb ungerechte Auffassung rief und stützte auch jene Art des Tierschutzes, welche ein Tier nur deswegen schützt, weil es dem Menschen Nutzen abwirft, die Gans des Fleisches, das Huhn des Eies, den Strauss der Federn halber, die Schwalbe als Vertilger von Insekten. Alle Schädlinge, solche, die dem Menschen direkt Nutzen entziehen oder Schaden stiften und solche, die seine Nutztiere verfolgen, dürfen vernichtet werden. So urteilt der starre Anhänger des Utilitaritätsprinzips, und gerade heute hält die Masse ein solches Vorgehen für selbstverständlich. Der menschliche Egoismus spielt auf solchen Saiten.

Aber mit der Erschütterung der teleologischen Anschauung, an deren Wurzel schon genannter Philosoph die Axt setzte, konnte auch die Selbstverständlichkeit des Nützlichkeitsprinzips als Grund des Tierschutzes nicht mehr von alleinigem Bestande sein. Wie man herausfand, dass das Geschöpf nicht für den Menschen, sondern als Rädchen im Uhrwerk, als Glied einer mächtigen Gesamtheit, des Kósmos, geschaffen sei, da musste auch der Gedanke durchdringen, dass es auch für das Ganze erhalten werden müsse, und wenn es dem, der sich Herr der Schöpfung nennt, auch nicht nützte, wenn es ihm sogar schadete.

Zwar sind in den Jahrtausenden des Bestandes von Organismen auch Tausende derselben vom Erdboden verschwunden, bevor der Mensch existierte. Und doch erfuhr die Harmonie in der Natur keine Störung. Warum? Weil die Natur selber überlebte Glieder aus den Reihen ihrer Lebewesen ausschied. Ihre Zeit war gekommen, und — Ersatz war bereit. Neue Formen hatten Zeit gehabt, sich zu entwickeln.

Nicht so spielt sich die Umgestaltung in der Natur im Zeitalter des Menschen ab. Mit unvorsichtiger oder rücksichtsloser Faust rüttelte er an den Marken des Bestandes der tierischen Mitbewohner seiner Scholle. Dutzende von Arten verschwanden gänzlich von derselben; Hunderte sind dem Aussterbe-Etat einverleibt. Der Mensch entzog ihnen die Möglichkeit ihrer Existenz oder gab ihnen nicht Zeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen: Ihr Schicksal war besiegelt, und es ist es noch heute, wenn nicht die Zahl einer neuen Sippe von Tier-schützern zum Wachsen kommt, diejenige der Freunde des ethischen Tierschutzes.

Der ethische Vogelschutz, denn auf diesen soll sich diese Skizze beschränken, ist jungen Datums. Noch Gloger, dieser hervorragende Vogelschützer, stellt keine bezüglichen Forderungen auf; er will die Ornithologie eben lediglich ihres land- und forstwirtschaftlichen Nutzens wegen geschützt sehen. Mächtig aber arbeitete Professor K. Th. Liebe, der bekannte Verfasser so vieler Vogelschutzschriften, um dem Gedanken des ethischen Vogelschutzes Verbreitung zu verschaffen. Alle die von der Kultur bedrängten Vogelarten nahm er unter seine Aegide, den Vogel, dem Dickicht und Höhlung entzogen wurden, die Sumpf-, Strand- und Schwimmvögel, die allzusehr dezimierten Raubvögel. Die Niederhaltung des Bestandes der letzteren sei am Platze, die Vernichtung einer Art ein Raub an der Natur, die Verletzung der heiligen sittlichen Pflicht, alle Glieder derselben zu schützen.

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gehen jene des „ästhetischen“ Vogelschutzes, welche das befiederte Lebewesen seines die Natur schmückenden Gefieders, des herrlichen Gesanges, seines Frohsinns und seiner Bewegungen halber schirmen wollen. Unzweifelhaft steht solcher Tierschutz schon auf bedeutend höherem Niveau als der, der nur Nützlichkeitsrücksichten kennt. Letzterer sorgt für den seit Odysseus und früheren Zeiten schrecklichen Magen, für den Tastsinn, der sich an blanken Silberscheiben freut und für Fragmente solchen ästhetischen Denkens, wie es heute noch in jedem Negerdorf zu Hause, im fernsten Osten aber fast gänzlich unbekannt ist, des Geschmacks an Federputz. Wie unendlich höher als die Freude an italienischen Uccelli piccoli, an Rephuhnbraten und an Gänselebern ist ein urwüchsiges

Waldkonzert, ein aufstürmender Wildvogelschwarm und schliesslich auch nur ein Rudel schnatternden Gänsevolks, das die Strassen und Bachufer manches Dorfes doch viel poetischer dekoriert, als der aller schönste Wehrstein und was dergleichen künstliche Schmuckstücke mehr sind. Und erst jener Kolibribalg, die rotgefärbte Seeschwalbe, der Reiherbusch, die bronzierte Adlerfeder auf dem Damenhut allervorsintflutlichster Form! Wirklich, der armseligste Stadtsplatz, der im russigen Kamin zu Hause ist, gefällt mir besser! Der Kerl ist doch natürlich und steckt in seiner eigenen Haut. Aber allerdings: Jeder Narr hat seine Kappe! Pardon, mein liebes Spätzchen!

Wohl möge das Nützlichkeitsprinzip im Vogelschutz auch Berücksichtigung finden, ja, es spiele sogar, wenigstens heute noch, die Hauptrolle, aber die ethische Würdigung der Vogelwelt komme aus ihren Grenzen heraus, und der Grundpfeiler eines den Menschen ehrenden Tierschutzes, die Freude an der Natur, gewinne immer mehr an Boden!

Doch sehen wir, ob sich nicht schon Spuren eines ethischen Vogelschutzes in früheren Zeiten, bei fremden Völkern finden, den Vogel schützende Anschauungen, die sich der Allgemeinheit entzogen und die als still blühende Veilchen in dem Kranze rauher Sitten von ungefüger Hand des Natursohnes eingesetzt wurden.

Gleich fragen wir uns: Hat nicht religiöses Fühlen, dieses fast universelle Schaffen im Menschengest, auch den Vogel in Schutz genommen? Gewiss, da immer, wo die Kluft zwischen der Krone der Schöpfung und dem tierischen Geschöpfe nicht zu weit gespannt wurde. Aber auch da musste die liebe Selbstsucht in den Wagen geschirrt werden, da man seit alten Zeiten wusste, dass sie als mächtigste Triebfeder im Menschenherzen auftritt, selbst wenn dieses im Grunde gut ist. Der Lohn des Schöpfers, des Erhalters der Tiere, der Himmel wird ihrem Freunde, ihrem Schützer versprochen.

Diese Anschauung war eine Wohltat zu der Zeit, wo der Gedanke an die Zusammengehörigkeit der Glieder des Universums, der harmonischen Gliederung der Natur erst entstand oder erst in langsamem Wachsen begriffen war. Da musste das religiöse Empfinden in die Speichen des Rades greifen, das Hartherzigkeit, Rücksichtslosigkeit und Zerstörungslust mit sich führt.

Die Naturreligion hat auf dem Gebiete des ethischen Vogelschutzes bis heute am meisten Resultate gezeitigt. In den ersten Anfängen ihrer Entstehung schon breitete sie schützend ihre geheimnisvollen und immer kräftigeren Fittige über das Reich der gefiederten Bewohner von Luft und Erde, sie mit der Gottheit verbindend, ihren Flug, ihren Sang, ihr Spiel vermenschlichend. Es ist eine sinnige, grossartige Umschreibung des Gewaltigen, Majestätischen, Eigentümlichen und Schönen in der Natur, die Religion der Naturvölker. Und als dann das Dogma die alten Ueberlieferungen vernichtete, umgestaltete, ersetzte, ausbaute und mit einem Heere neuer Gedanken und Lehren überdeckte, da blinkte in dem neuen Bauwerk immer noch mancher Stein mit altem Glanze, meist in Phosphorleuchten und giftschwangerer Glut, doch zuweilen auch in mildem, wohltuendem Schimmer. Aberglaube hat man diese Rudimente urwüchsigen religiösen Fühlens vielfach genannt, trotzdem er das Produkt aus letzterem und neueren Lehren ist. Gepriesen jener „Aberglaube“, der in sinniger Naturauffassung Gestalt und Lebensweise des Vogels vermenschlicht und vergöttlicht mit dem verborgenen Zwecke, ihn zu schirmen!

Verfolgen wir die Geschichte seiner Entstehung etwas eingehender, speziell da, wo er ethische Gewandung trägt. Denn auch das Utilitätsprinzip liess er notwendigerweise sprechen und kleidete die daraus entspringenden Lehren in religiöse Formen.

Uralte ist die Sitte, gewisse friedliche, in der Nähe des Menschen wohnende Vögel zu schützen. Diese nisteten auf dem Dache seiner Hütte unter dessen Gesimse, auf dem Baume, der es beschattet; sie begleiteten ihn auf seinen Wanderungen, und ihr Sang tönte an sein Ohr, wenn er den heimischen Wald durchschritt oder Rast nach wilder Jagd auf Wolf und Bär hielt. Zu jener Zeit blickte ein Menschenkind weniger in Bücher und goldschaffende Geschäftspapiere, als offenen Auges in die Natur hinaus. Und die Romane, die wir heute fremden Köpfen entlehnen, die spannen sich in seinem Denken selber. Die Helden wurden jene Mächte, die über ihm den Donner rollen, die den Blitzstrahl in die starke Eiche schmettern liessen, die im Sturme heulend die Kronen seiner Wälder durchsausten. Und die Stämme, die dem Toben trotzen, wurden ihm unerschütterliche Recken, und

doch von milden Feen und gütigen Zwerglein bewohnt, da der Mensch bei schöner Zeit an diesem Orte stille Ruhe, angenehmen Schatten und oftmals auch Schutz vor Unbilden trüber Witterung fand. Grimme Riesen, Kobolde, Drachen, Schlangen, hämische Zwerggestalten wurden hingegen die vielen Kräfte, die dem Wesen schadeten, das sich damals noch nicht Herr der Schöpfung zu nennen wagte, kurzweg ein armselig Menschlein war. Den Storch auf seiner Hütte, die Schwalbe unterm Dach, das Spätzlein, das seinen Hühnern Futter naschen half, sie alle, die sich einst als blosse hilfsbedürftige Mitgeschöpfe zu ihm gesellten, sie alle fing er an, als etwas Höheres zu betrachten: Aus dem blossen Vogel ward ein Schützling der Gewalten, die der Natursohn verehrte oder fürchtete.

Ein Geschenk der Götter sah er in seinem Hausgeflügel, im Storche, in der Schwalbe, einen Sendboten der Ueberirdischen in der Taube, den Wohltäter im Specht, der ihm durch sein Hämmern in dem Eichenstamme angedeutet hatte, wie er Feuer aus dem Holzblock ziehen könne. Der Rabe wurde zum Helfer finsterer Gewalten, und schrill klang an des Natursohns Ohr der Eulruf als Warnung des gefürchteten Dämons. Spielte die Nachtigall in ihren Trauertönen, so sah er darin das Klagen eines Abgeschiedenen, im Kuckucksruf die Worte eines Sehers. Und der Adler, der war ihm die Gottheit selbst, die sich in diesem schwingenkräftigen Kleide den Menschen zeigte.

Schutz dem Adler, Schutz dem Raben, Schutz dem Rotkehlchen, der Schwalbe, dem Storch wurde zum Losungswort, und der Schutz dieser Vögel selbstverständlich. Rückten sie im Herbst in fremde Lande, so ersehnte man im Winter ihre Ankunft, und hatte sie der Sonnenschein des Frühlings ins heimische Brutgebiet gelockt, so sah man während des Sommers in ihnen liebe Gäste. Dem Raubvogel sogar hängte man Wannen zum Nestbau an die Häuser und erliess Gesetze zum Schutze des seelenträgenden Raben.

Denn wie der Einzelne, so schützte die Gesamtheit die Glieder aus der Welt der Vögel, da alle in der Natur dasselbe sahen, in den Vögeln Schützlinge jenes Schützers, der sie selbst beschützte. Die Religion, die in jedem Einzelnen selbst lebte und selbst entstanden war, hatte es also leicht, den Schutz der meisten Vögel in feste Norm

zu bringen. Und da zu diesen Zeiten, von denen uns nur mehr die Ueberlieferung berichtet, aus primitivem Priestertum das Königtum entstand und der Herrscher dann auch Oberpriester blieb, so ist es naheliegend, dass nicht nur die Religion, sondern auch das staatliche Gesetz die Vögel schützen musste. Die zweite Religionsepoche, in der die Chinesen lebten, die der „heiligen Männer“, scheint unter Kaiser Hwanti begonnen zu haben, von dem die Tradition berichtet: „Seine weite Humanität erstreckte sich bis auf Vögel, Wild und alle Insekten“ (Faulmann, Kulturgeschichte, S. 258).

Die Menschheit entwickelte sich physisch und geistig immer mehr. Es fanden sich Köpfe, welche die bestehende Naturauffassung und Umsetzung in die Münze der Religion als eine ungefüge, rohe bezeichneten und tiefen Sinnes neue Thesen schufen, die am Herz des Menschen rüttelten, doch seinen Geist erweiterten. Das Tier stieg aus der hohen Sphäre, in die der Natursohn es gewälzt hatte, herab, doch lange nicht so tief, wie die Masse derjenigen, die sich heute als Kernstücke der Kultur betrachten, es gebettet hat.

Es gibt noch eine Zwischenstufe in Beurteilung des seelischen Wertes eines Tieres zwischen Naturreligion und christlichem Dogma: Das Tier wird als beseeltes, nicht nur als Leiden fühlendes Wesen dargestellt; es wird dem Menschen als Mitgeschöpf koordiniert, nicht subordiniert. Schon Confuzius, der grosse chinesische Philosoph, in dem man fälschlich auch den Religionsstifter sieht, hat als eine seiner Grundlehren: „Der Geist vom Himmel durchdringt alle Dinge. Der Mensch erhält ihn, und dann ist er der Geist des Menschen; Dinge erhalten ihn, und dann ist er der Geist aller Dinge; Gras, Bäume, Vögel und Tiere erhalten ihn, und dann ist er der Geist der Gräser, Bäume, der Vögel und Tiere.“

Auf dem Boden solcher Lehre musste die Auffassung Buddhas, dass nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere zu schirmen seien, auf guten Grund fallen. Buddhismus und die alte Hindureligion verbieten die Tötung irgend eines Tieres für viele Klassen oder Kasten der Gesellschaft und gestatten sie den übrigen Ständen nur bedingungsweise. Hier zeigt sich der ethische Tierschutz unter der Aegide der Religion in seinem äussersten Extrem: Die schädlichsten, alles Nutzens

baren Tiere werden, oft sogar auf direkte Unkosten des Menschen, geschützt, der Tiger, der in die Dörfer einfällt, das Ungeziefer auf dem menschlichen Körper. Dass da der durch seinen Nutzen und andere Vorteile auffallende Vogel ein vor schadenbringenden menschlichen Verfolgungen gesichertes Dasein führt, ist hinlänglich bewiesen.

(Schluss folgt.)

Grauspechtbeobachtungen aus der Umgebung von Liboch a. E.

Von Forstmeister Curt Loos in Liboch.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen bilden eine Ergänzung zu den im XXVIII. Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlichten Grauspechtbeobachtungen. Insbesondere geht aus ihnen hervor, welchen Anteil das Männchen beim Füttern der Jungen im vorgeschrittenen Entwicklungsstadium hat, welche Holzarten von dem Grauspechte zur Nisthöhlenanlage in Anspruch genommen werden, wie sich der Grauspecht in der Umgebung von Liboch verbreitet und so manches andere mehr, was für die Lebensbeschreibung dieses Tieres nicht ganz ohne Interesse sein dürfte. Diese Beobachtungen stehen daher im engen Zusammenhange mit jenen bereits früher veröffentlichten, und es erscheint daher hier geboten, auf jene ganz besonders zu verweisen.

Von Ende Juli an lässt sich der Specht sehr selten hören. Dies war der Fall am 5. November 1903 zweimal in den „Hübeln“ und am 12. Oktober 1904 einmal im Parke. Im Frühjahr 1904 hörte man den Ruf zuerst am 14. Februar.

Im Frühjahr 1904 wurden verschiedene Paare in der Umgebung Libochs bestätigt und auch drei Brutstätten aufgefunden.

Im „Sandgraben“ bei Medonost befand sich eine Bruthöhle in einer Aspe eines Kiefern- und Fichtenmischbestandes. Angrenzend befand sich ein im Winter 1903/04 gefällter Kiefernschlag. Die Aspe war hauptsächlich gegen Ost geneigt, das Flugloch war acht Meter hoch angebracht und mündete gegen Nordwest. Gerade an der Stelle, wo die Nisthöhle sich befand, war der Stamm abweichend von der allgemeinen östlichen Neigung nach Nordwest geneigt. Die Aspe war in Bruthöhe etwa 25 cm stark; aus ihr waren die Jungen am 17. Juni 1904 ausgeflogen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1905

Band/Volume: [30](#)

Autor(en)/Author(s): Berger Karl

Artikel/Article: [Zur Geschichte des ethischen Vogelschutzes. 353-360](#)